

Michael Lissek

Radio und Hörsaal.

Die Dissemination des Akademischen im

Radioessay.

Vortrag

Tagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte
Baden-Baden, 13. Juni 2019

* Die in GRAU gesetzten Textteile wurden nicht direkt vom Vortragenden gesprochen, sondern indirekt: Seine Stimme kam aus den Saal-Lautsprechern.

+++++

Was haben Hörsaal und Radio-Essay gemein? Und welche Übersetzungsleistung findet da statt, vom Hörsaal zum Radio-Essay, vom Akademischen zum Rundfunk?

Bevor ich diese Frage beantworte, schicke ich ein paar langweilige Fakten voraus, damit Sie überhaupt wissen, worüber ich spreche. Ein paar Fakten über den SWR2 Radio-Essay, den ich übrigens ab jetzt RADIOESSAY nenne.

* Es gibt ihn, also den Radioessay, seit 1955 – er ist unter den Top3 der ältesten Sendepunkte der ARD, aber der einzige, der seine „Form“ seitdem quasi nicht geändert hat. Er ist 55 Minuten lang, wir sprechen ganz lax von einer „Stundensendung“. Er wird ausgestrahlt jeden Montagabend um 22:03 Uhr. Er läuft – wie sein Name schon sagt – im Radio. Und er läuft auf dem Kultursender SWR2.

Vierfache Nische: Radio – Kulturradio – Sendezeit – Länge.

Der Essay ist inhaltlich nicht narrativ, sondern diskursiv. Ein Autor / eine Autorin verfolgt über 56 Minuten einen Gedanken. Den Einschub von Welt qua Atmo und O-Ton (wie im Feature) gibt es beim Essay nicht. Der Essay verwendet allerdings in manchen Fällen Archivtöne: Alles, was schon einmal in einem elektronischen Medium gesendet worden ist, darf im Essay verwendet werden.

Was aber hat dieser Sendeplatz „Radioessay“ mit dem Hörsaal zu tun?

Zunächst einmal:

Hörsaal und Radio-Essay haben sehr häufig die Autoren und Autorinnen gemein. Viele Autor*innen des Radioessays sind auf die eine oder andere Weise an Universitäten gebunden (oder zumindest mit ihnen verbunden), mit Orten, an denen es auch Hörsäle gibt. Sie sind hochdotierte Professoren oder lausig entlohnte Lehrbeauftragte, sie haben wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten verfasst und publiziert. Magisterarbeiten ganz sicher, Dissertationen oft und manchmal sogar Habilitationen. Das heißt, die Autor*innen des Essays entstammen im weitesten Sinne dem „akademischen Milieu“.

Okay, das jetzt ist nicht TOTAL ungewöhnlich, und das ist nicht unbedingt ein Spezifikum des Sendeplatzes „Essay“. Denn es ist ja NICHT so, dass für die anderen Sendeplätze des Südwestrundfunks hauptsächlich Studien- oder gar Schulabbrecher schrieben. Viele Autor*innen, die für's Radio schreiben, haben einen akademischen Abschluß. Viele von denen haben das

mit der Universität aber recht bald seingelassen, nach ihrem ersten Abschluss nämlich, und haben dann für's Radio gearbeitet.

Die Autor*innen des Radioessays hingegen haben sehr oft die Universitäten NICHT und NIE verlassen.

Wer von der Universität zum Radio geht, muss, wohl oder übel, eine *neue* Sprache lernen. Eine andere Sprache als die, die an der Universität gesprochen und geschrieben, sagen wir ruhig: GEPFLEGT wird. Der muss eine Übersetzungsleistung vornehmen: Die bisherige Sprache, das bisherige *Schreiben* übersetzen ins Radio.

Wie schreiben Akademiker?

Nun, ich hoffe, Sie verzeihen mir diese kleine verallgemeinernde Grobheit, oder um es akademisch zu sagen: Diese kleine Sottise:

Sofern Akademiker an einer deutschen Universität ausgebildet wurden und dort geschrieben und gesprochen haben, haben sie aller Wahrscheinlichkeit nach schwer verständlich geschrieben und gesprochen. Leichtverständlichkeit wird an deutschen Universitäten für Dünnbrett gehalten und, seltsamerweise selbst in den Geisteswissenschaften, davon ausgegangen, dass es in Texten um Gedanken – nicht um Formulierungen gehe.

Als Redakteur des Radioessays habe ich in den zweieinhalb Jahren meiner Tätigkeit für den Radioessay eines festgestellt: Einigen akademischen Autor*innen ist die Distinktion wichtiger als die Kommunikation – vielleicht ist auch das ein deutsches Phänomen.

Mein Lieblingsbeispiel in diesem Zusammenhang ist ein Satz aus dem Manuskript eines Autors, und der ging so:

„Was dieser Begriff fürderhin für Niklas Luhmann bedeuten sollte, weiß der Kenner. Uns mag an dieser Stelle genügen, dass...“

Subtiler kann man seine Hörer*innen nicht degradieren. Deutlicher kann man die eigene, vermeintliche Überlegenheit nicht zur Schau stellen...

So, jetzt ist aber auch mal gut, und die Frage steht an: Sind wir mit dem Begriff des „Schreibens“ überhaupt auf dem richtigen Dampfer? Kommen wir damit in unserem Kontext der Übertragung des Akademischen auf den Radio-Essay überhaupt weiter? Oder anders: Hat *Radio* eigentlich etwas mit SCHREIBEN zu tun? Und hat *Radio* etwas mit LESEN zu tun?

Nein, eigentlich nicht wirklich.

Schreiben ist ein Vorgang, der eine bleibende Spur hinterlässt. Eine Spur auf einem Display, und diesem Display kann ich die Schrift ablesen (und Papier ist ja auch nichts anderes als ein DISPLAY). Geschriebenes ist – weil es eine Spur hinterlässt – wiederaufsuchbar, wieder-lesbar (man kann zurückblättern). Wer schreibt, der bleibt.

Radio hingegen ist etwas anderes. Radio ist SPRECHEN und HÖREN. Nicht Lesen und Schreiben. Außerdem hinterlässt Radio anders als ein Text keine materielle Spur. Radio ist im Entstehen bereits vergangen.

Deshalb ist das Radio in seinem Wesen ein poetischer Apparat. Ein Sekundentraum. Eine Verschwendung. Radio ist halluzinatorisch, es entwirft Szenarien, Gesichter, Räume, Farben, Gerüche – die niemals mit der Wirklichkeit deckungsgleich sind, sondern im Kopf eines einzelnen Hörers entstehen oder einer einzelnen Hörerin.

Radio – egal welches – ist auf die eine oder andere Art und Weise Poesie.

(Na gut. Das könnte eine sehr persönliche Meinung sein.)

Dieses Ephemere, dieses haltlose Vorbeifließen, hat das Radio (dumm wie es durchaus manchmal ist) schon sehr früh erkannt, allerdings als *Manko* aufgefasst. So zumindest deute ich die Tatsache, dass seit geraumer Zeit in den Rundfunkstationen der ARD für die längeren Sendungen ein „Manuskriptdienst“ eingerichtet worden ist (mittlerweile durch den Manuskript-Download ersetzt). Wer die Sendung nicht gehört hat oder nicht hören will oder die gehörte Sendung noch einmal nachlesen möchte, kann das Manuskript anfordern oder downloaden. Komisch eigentlich für eine Anstalt wie das Radio, finden Sie nicht?

Als Essay-Redakteur bin ich dazu verpflichtet, die Manuskripte meiner Sendungen online zu stellen. Das tue ich auch. Allerdings ungerne. Sehr ungerne. Ich bin jemand, der Radio macht – nicht jemand, der Texte ediert. Ich arbeite – wie gesagt – für einen poetischen Apparat, nicht für einen Verlag. Kann man vom jüngsten Tatort das Drehbuch anfordern? Oder vom letzten Dokumentarfilm?

Nein. Kann man nicht. Woraus ich schließe: Das Radio hat einen Minderwertigkeitskomplex. Gegenüber den Verlagen. Gegenüber den Universitäten. gegenüber dem Fernsehen sowieso. Das Radio meint, es müsste Texte ausspucken, obwohl es gar keine herstellt. Sondern Klangereignisse. Und – höchstens – vielleicht - *Texturen...*

Weil ich das also ungerne mache, das mit dem Onlinestellen von Manuskripten, versehe ich einige von ihnen mit einem Vermerk - im Layout einer Todesanzeige, wie wir es von Zigarettenpackungen kennen:

„Die Redaktion warnt! Das Lesen eines Essay-Manuskriptes kann das Hörerlebnis erheblich reduzieren! Laden Sie sich das AUDIOFILE herunter!“

Wir sind mit den Begriffen „Schreiben und Lesen“ also auf dem falschen Dampfer. Bleiben wir beim Sprechen und beim Hören.

Das es ja auch in der Welt des Akademischen gibt. Im Hörsaal nämlich.

Auch im Hörsaal wird, wie der Name ja schon sagt, gehört. Der Hörsaal ist auch ein Sendeplatz, aber nicht einer des Radios, sondern einer der Universität. Es gibt noch andere Sendeplätze der Universität, das Seminar, das Kolloquium, die Podiumsdiskussion usw.

Den Sendeplatz HÖRSAAL zeichnet seine totale 1.0-Qualität aus: Man hört, aber man spricht nicht, und man fragt auch nicht nach. Jemand steht vorne und spricht.

Wie im Radio? Was DAS betrifft: Ja.

Eine weitere Übereinstimmung: Im Hörsaal wie im Radioessay liest jemand etwas vor, und seine Stimme wird mit einem Mikrofon verstärkt...

Aber an genau *dieser* vermeintlichen Deckungsgleichheit der Stimmverstärkung zeigt sich der *Unterschied* zwischen Hörsaal und Hörfunk (oder Radioessay) am besten:

Während das Mikrofon im Hörsaal dazu dient, dass eine Stimme von *allen Anwesenden* gehört wird, dient das Großmembranmikrofon eines Studios dazu –

nur von einer Person gehört zu werden.

Von Dir.

Und von Dir.

Oder wenn wir noch nicht DU sagen: Von Ihnen da hinten.

Der im Hörsaal verstärkte Klang verteilt sich auf die im Raum Sitzenden –

der Klang aus dem Radio kriecht jeder einzelnen Person ins Ohr.

Aus dieser Konstellation entstehen – im besten Fall – andere Formulierungen. Sie würden niemals der Person, die neben Ihnen sitzt oder liegt oder geht sagen: „Was dieser Begriff fürderhin für Niklas Luhmann bedeuten sollte, weiß der Kenner.“ Sie würden sagen:

„Später ist das, worüber ich gerade gesprochen habe, für Luhmann übrigens noch wichtig geworden. Aber für uns jetzt gerade nicht.“

Läuft das jetzt auf die banale Feststellung hinaus, dass wir halt für's Radio, für's einzelne menschliche Ohrenpaar, anders schreiben müssen als für den Hörsaal? Sind wir also schon wieder beim SCHREIBEN gelandet?

Ja, auch.

Aber es geht um mehr. Es geht nicht nur um eine andere, ans Radio (und den Radioessay) angepasste Schreibweise, eine andere Rhetorik, wenn wir über Transfer und Übersetzung sprechen. Es geht darum zu verstehen, dass das Radio (und der Radioessay) eine vollständig andere Welterschließungsmaschine ist als der Hörsaal. Eine Welterkenntnismaschine, in der es unzählige Zusätze zum Text gibt, und die etwas ganz anderes zu sagen imstande ist als ein Text. Oder eine Vorlesung.

Die Produkte des „Radios“, zu denen auch der Radio-Essay gehört, erschöpfen sich niemals in der Schrift. Was Text war, wird Textur. Im Radioessay. Und wenn ich's mir genau überlege: Im Radio allgemein. Bei jeder Moderation. Bei jeder Nachricht.

Woran liegt das?

An all dem, was Radio ist. Am Tempo. Am Rhythmus. Am Atem. Am Mikrofon. Am Studioraum. Am Mikrofonabstand.

Und natürlich auch an den Stimmen, *DER STIMME*. Mit deren Auftreten der TEXT, das SCHREIBEN, in den Hintergrund tritt.

Ist ein und derselbe Text, von einem Greis gesprochen, derselbe, wenn ihn ein Kind spricht? Ist ein und derselbe Text, gesprochen von zwei verschiedenen männlichen Personen etwa desselben Alters, noch derselbe Text?

Ist ein und derselbe Text, gesprochen von zwei verschiedenen männlichen Personen etwa desselben Alters, noch derselbe Text?

Nein, ist er nicht. Er ist jeweils ein anderer. Und wir fangen jetzt gar nicht mit den Spielchen an, unter diesen Satz Musik zu legen, ihm Geräusche zu injizieren, ihn zu loopen, ihn durch Filter zu schleifen, ihn nach links oder rechts ins Panorama zu legen und so weiter... dann bleibt nämlich nichts mehr vom Text übrig..

Das heißt aber, Texte kann man nur als Attachment und per Mail senden.

Im Radio jedenfalls kann man keine Texte senden.

Wir im Radio senden Performances von Texten. Wir im Radioessay performen akademische Texte – es bleibt uns gar nichts anderes übrig. Wir übertragen sie.

Seit ich vor zwei Jahren die Redaktion des Radio-Essays übernommen habe, versuche ich, der grundsätzlichen Performance-Notwendigkeit von akademischen Texten nachzukommen. Und nicht so zu tun, als könnte ich WORT senden – wie es traditionell üblich war in der Abteilung „Künstlerisches Wort“. Ich sende kein Wort, ich sende Klang. Und weil das so ist, kann ich auch gleich eine Schippe drauflegen. Und mit verschiedenen Stimmen Wörtern Texturen spielen. Mit raumöffnenden Atmosphären und Geräuschen. Mit Musiken, die eine Funktion haben.

Mit billiger Unterhaltung und Klingklang und Klimbim hat das nichts zu tun, auch wenn einige das glauben. Es geht darum, Assoziationsräume nach hinten, zur

Seite, nach oben zu öffnen, Texte mehrdimensional zu machen, vertikal zu schichten statt horizontal vorzulesen. Denkangebote zu machen. Texten etwas zu injizieren, von dem sie, die Texte, vorher vielleicht gar nichts wussten. Pausen anzubieten, in dem der Geanke sich entspannen kann. Diese Gedanken dann wiederum aufzuladen mit einer flächigen Drone und sie verschwinden zu lassen in ein Chaos elektrischer Sounds. Mit anderen Worten: Etwas zu tun, wofür wir zuständig sind. Etwas zu tun, was nur das Radio kann.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.